

Dritter Tag

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Berner Taschenbuch**

Band (Jahr): **16 (1867)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vier Tage in Athen*).

Einige Blätter aus den Notizen einer Reise in den Orient,

von

Gottfried Ludwig,

Pfarrer in Diesbach bei Büren.

Dritter Tag.

Der Kerameikos. Das Kloster Daphni. Die Bucht von Salamis und die thriasische Ebene. Eleusis. Die Schenke, die Mysterien, die Ruinen und Antiken, Kostüme. Akademie. Kolonos. Diner. Betrachtungen bei einer Tasse.

So wie wir schon aus den Begräbnißplätzen der Gegenwart höchst interessante Rückschlüsse auf Gesittung und Glaubensstand des betreffenden Ortes thun können — von dem mit hohem Gras und Gestrüpp überwucherten und mit einer Wäsche verhängten Gottesacker einer entlegenen Landgemeinde bis zu Père-Lachaise, auf dem oft die gewaltigsten Monumente mit den unbedeutendsten

*.) Die erste Abtheilung dieses Aufsatzes steht im Jahrgang 1866 des Taschenbuches. Anm. d. Herausgebers.

Namen sich erheben; von dem feierlichen Ernste der Herrenhuter-Friedhöfe durch alle rationalistische Hausbackenheit und poetische Ueberschwänglichkeit hindurch bis hinab zu jenem bekannten Nürnberger-Epitaph vom zanken Weib, das der Cicerone mit sichtlicher Freude dem Fremden zeigt; — wie namentlich der Campo Santo zu Pisa mit seiner aus dem heiligen Lande selbst herübergeholtten Erde, oder gar die Katafomben Roms mit ihren unbeschreiblich einfachen, aber überwältigenden Inschriften uns in die Grundgedanken, in das Lebensprinzip einer uns schon ferner gerückten Zeit vollständigst hineinversetzen: so ist eine nähere Bekanntschaft mit der Todtenbestattung der alten Kulturvölker nicht nur für den Gelehrten und Alterthumsforscher, sondern überhaupt für jedweden Gebildeten von der größten Wichtigkeit und von den lohnendsten Ergebnissen.

Es kann sich nun freilich hier weder um eine dießfällige Abhandlung im Allgemeinen, nicht einmal um eine spezielle Anwendung davon auf die Griechen und die Athenienser handeln. Es soll sich daraus lediglich das hohe Interesse erklären, das wir — nachdem wir vereinzelte Grabstellen und Sarkophage schon in Menge gesehen — an dem Besuche eines erst neulich ausgegrabenen öffentlichen Begräbnißplatzes des alten Athen hatten.

Auch Mittags den 29. Juni (1864) waren wir nach unserer Gewohnheit schon um 5 Uhr marschfertig. Das war allerdings für mich, der ich von Morpheus in den süßesten und tiefsten Schlaf eingewiegt worden, keine sonderliche Heldenthat; aber mein lieber Freund, der von Wanzen und Mosquitos entsetzlich geplagt, die ganze Nacht im Lehnstuhl zubringen mußte und dann doch stets rüstig und parat war, verdient wohl eine öffentliche

Ehrenmeldung. Der Morgen ist wieder klassisch. Es mag vielleicht für uns Nordländer angenehmer sein, Athen im März oder im April zu besuchen, aber um die Kraft der griechischen Sonne und das Unvergleichliche des griechischen Himmels und das Wunderfame der griechischen Luft zu sehen, zu empfinden, mit einem Wort um wirklich im lieben Griechenland der Alten sich wiederzufinden, muß man sich dort im Sommer aufhalten.

Westwärts ziehen wir die stattliche Hermesstraße entlang. Bald sind wir im Freien, und nach wenigen Schritten stehen wir an einem Scheidewege. Hier erhob sich einst das Thor Dipyle, das Doppelthor, das den Zugang zu dem links ablenkenden Weg nach dem Piräus eröffnete, gradaus aber zu der heiligen Straße nach Eleusis führte. Ein kleines Gotteshaus, der heil. Dreifaltigkeit geweiht, krönt jetzt den mäßigen Hügel, der gegen diesen Scheideweg zu abfällt. Ringsum hatten im Laufe der Zeiten die wildesten Stürme gewüthet und die köstlichsten Ueberreste denkwürdiger Tage schonungslos zertrümmert. Hier aber hatte das Heiligthum seine Aegide schirmend ausgebreitet und die Wuth der Zerstörer fern zu halten gewußt. So kam es, daß ein glücklicher Schaufelstich zu den interessantesten, in neuester Zeit zu Athen vorgenommenen Ausgrabungen führen konnte.

Eine ganze Reihe stattlicher Grabmonumente sind auf der linken Seite der alten heiligen Straße bloßgelegt. Sie stehen noch genau an demselben Orte, an dem sie vor Jahrtausenden errichtet worden sind. Unter ihnen ist wirklich dieser und jener berühmte Todte, von dem die Inschrift redet, oder den eine bildliche Darstellung verherrlicht, bestattet worden. Ohne Zweifel ist dieß der äußere Kerameikos (Töpfermarkt), allwo nach den

Berichten der Alten die im Kampfe Gefallenen und sonst Personen höheren Ranges beigelegt wurden, während in den Werkstätten des innern und eigentlichen Kerameikos jene noch jetzt bewunderten Figuren und Geräthe aus Thon geformt wurden.

Die Griechen erwiesen ihren Todten große Ehre. Ein ehrliches oder gar ein ruhmvolles Begräbniß galt ihnen über Alles. Man braucht nur die Antigone des Sophokles zu lesen, um zu erfahren, welcher Opfer ein Griechenherz fähig war, einem theuren Anverwandten diese letzte Weihe zu erweisen. Aber der heitere Sinn des Griechen konnte sich zu den dumpfen, schauerlichen Grabhöhlen der Aegypter und Hebräer eben so wenig entschließen, wie sein künstlerischer Genius zu den monströsen Pyramiden des Nilthales, an denen die Römer schon mehr Geschmack fanden. Auch über dem Grabe sollte sich der wunderbare Himmel wölben, auch am Grabe noch sollte das Ebenmaß, die Schönheit der Form nicht verletzt werden. Die Gräber sollten Denksteine sein, welche den Vorübergehenden zu den gleichen Thaten der Vaterlandsliebe und der edlen Gesinnung ermunterten.

Da sind es drei Monumente, ein und derselben Familie angehörend, die zuerst unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken. In der Mitte ein schlanker, 12 Fuß hoher Stein mit einem Aufsatz von feinsten griechischer Arbeit. Die Inschrift lautet:

Agathon, Sohn des Agathokles, von Heraklea.

Sosikrates, Sohn des Agathokles, von Heraklea.

Der eine dieser Brüder, Agathon, hat rechts davon noch sein besonderes Denkmal, während zur Linken das Grab der Frau des Agathon, der Korallion, sich befindet. Das Relief, welches das letztere schmückt, ist von großartiger Wirkung. Auf einem Stuhle sitzt Korallion,

ein Weib von edler Gestalt. Voll Wehmuth blickt sie ihren Gatten Agathon an, der schmerzerfüllt ihr zum letzten Mal die Hand reicht. Im Hintergrund steht eine männliche und eine weibliche Figur, wahrscheinlich der Bruder Sostkrates mit seiner Gattin. — Wir haben da eine heilige Familienscene aus dem altgriechischen Leben, wie wir sie schöner, ergreifender nirgends antreffen können.

Auf einem andern Steine, dessen Inschrift mir entgangen, siehst du den finstern Charon mit seinem Rachen einer Gruppe von zwei Männern und zwei Frauen sich nähern, um unerbittlich Jemanden aus ihr abzuholen. Doch ich will dich nicht von Denkmal zu Denkmal führen, noch von all' den Ueberresten von Säulen, Basen, Thier- und Menschengestalten reden, die hier in Masse herumliegen. Nur andeuten will ich, daß man auch hier wieder gar werthvolle Aufschlüsse darüber erhalten kann, wie die Griechen bei der Plastik und Architektur den Farbenschmuck verwendeten. Aber stehen mußt du mir noch einen Augenblick vor einem Grabsteine, den ich nicht genug betrachten und bewundern konnte, ja den ich noch heute fast so lebendig vor mir liegen sehe, wie dazumal. Schon die Inschrift ist höchst interessant:

„Dexileos, des Lysanias Sohn, ein Thorikier,
War geboren als Lysander Archont war,
Starb (unter dem Archonten) Eubolidos,
Einer von den fünf Rittern zu Korinth.“

Nun wissen wir aus Xenophon (Hell. IV, 2), daß ums Jahr 394 v. Chr. die Schlacht von Korinth stattgefunden. Es ist auch bekannt, daß um eben diese Zeit Eubolidos Archont war. Hingegen findet sich ums Jahr 414 v. Chr. wohl ein Archont Lysander, aber nicht Lysander. Es wird nun auf diesen Fund hin vorge-

schlagen, den gebräuchlichen, nur von Diodor Sikulus uns überlieferten Namen Bisander in Tisander zu verwandeln. Dann stimmt Alles gut. Dexileos wäre sonach als zwanzigjähriger Jüngling vor Korinth den Heldentod gestorben, und sein Monument eines von denen, deren Pausanias (Attika 29, 8) als auf dem Wege nach den Akademien den zu Korinth gefallenem Kriegern errichteter erwähnt.

Und nun die Relief=Arbeit, denn die ist die Hauptsache.

Der kühne Heldenjüngling ist mitten in seinem Siegeslaufe dargestellt. Er hat eben einen feindlichen Fußkämpfer niedgerannt. Noch fliegt sein faltenreiches Gewand in den Lüften ob der Windeseile, mit der er hinangebraust. Die Rechte hat er erhoben, um mit der Lanze seinem Gegner den Todesstoß zu geben. Dieser ist ganz unter das wild sich bäumende Pferd gerathen. Während sein rechtes Bein schon widerstandslos ausgestreckt ist, sucht er sich, auf's linke Knie gestützt, mit verzweifelter Anstrengung aufzurichten. Mit dem linken Arm lehnt er sich an seinen Schild, mit dem rechten wehrt er, die Stirne schützend, die ihn bedrohenden Vorderbeine des Pferdes von sich ab. Aber er ist verloren! Auf seinem Gesichte ist männliche Ergebung in das unvermeidliche Schicksal zu lesen. Das Ganze ein Meisterstück erschütternder Wahrheit und unübertrefflicher Schönheit! Kein Wunder, daß ein Kenner ausrufen konnte: „Das gehört zu dem Herrlichsten, das je in Griechenland gefunden worden ist!“ Der Zeit nach ist dieses Prachtwerk in das 35. Jahr nach des Perikles Tod zu setzen; ein Umstand, der uns für die Reinheit und Vollendung des Styls schon hinlängliche Bürgschaft leistet.

Unser Morgenspaziergang, wieder reichlich belohnt, war beendigt. Voll Ehrfurcht verließen wir diesen heiligen Boden, in dem manch ein Edler seine letzte irdische Ruhestätte gefunden, und der ein so lautredendes Zeugniß gibt von der hohen Pietät, mit der jenes große Volk seine Todten behandelte. Aber eines Gedankens konnte ich mich dabei doch nicht erwehren. Gerade diese bildlichen Darstellungen, so bewunderungswürdig sie waren, sie sagten mir, daß der griechische Geist, die griechische Kunst das Todesgrauen nicht zu überwinden vermochte, daß sie für den tiefsten Schmerz ohne Linderung war. Und ich mußte mir gestehen, daß ein christliches Grab mit dem einfachen Kreuz, dem Symbol alles Erdenjammers, wie zugleich aller Himmelseligkeit, für's arme Menschenherz doch ungleich tröstlicher sei, als diese Marmorsteine mit ihren noch so gelungenen Bildern des ungestillten, hoffnungslosen Schmerzes.

Nach dem Frühstück kam der liebe General Hahn zu uns und saß bald mit uns in dem Wagen, der uns nach Eleusis bringen sollte. Der Weg, größtentheils die Richtung der alten heiligen Straße verfolgend, führte uns wieder am Kerameikos vorbei. Beim botanischen Garten wurde dann angehalten und diese ziemlich ordinäre Anlage flüchtig besichtigt. Einst freilich wurden hier zwei edle Pflanzen gezogen, denn da lag Rafiadai, der Geburtsort des Miltiades und Simon. Nun ging's durch den Olivenhain, welchen der Kephissus in mehreren Armen durchschlängelt. Die Landschaft wird öde, traurig. Mageres Land, viel Gerölle, kein Wasser, wenig Bäume. Die Pferde gehen im Schritt, denn die Straße steigt nun ordentlich zwischen den Höhen des Korydallus hinan. Dort hoch oben schaut eine Kapelle gar friedlich

zu Thal, aber der fromme Klausner soll sich noch besser als auf Andachtsübungen darauf verstehen, den lauern- den Räubern bedeutungsvolle Zeichen zu geben. Hoffent- lich hat der elende Schurke uns nicht bemerkt, sonst dürfte auch unser ein ungewünschtes Abenteuer warten. Die Paphhöhe ist erstiegen und in raschem Trabe bald das Kloster Daphni erreicht. Bei der Schenke dort wurden wir von mehreren unheimlichen Burschen bewill- kommt und einer scharfen Musterung unterworfen. Ich denke, die Anwesenheit des Generals, der ihnen nicht unbekannt zu sein schien, habe ihnen bedeutet, daß man da nicht so leichten Kaufes beikommen möchte. Wir stiegen aus und machten uns, die zudringlichen Kerle unberücksichtigt lassend, daran, das Kloster oder, besser gesagt, seine ehrwürdige Kirche zu betreten. Schon der Platz ist bedeutsam. Da, oder doch dicht, dabei stand ehemals das Pythion, der berühmte Apollotempel. Doch der hochherzige Lord Elgin hat auch hier sauber genug aufgeräumt und die letzten drei Säulen des alten Heilig- thums mit sich fortgeschleppt. Jetzt erinnert nur noch der Name Daphni — Lorbeerbaum — der dem Apollo geweiht war — an das alte Heiligthum. Dennoch fan- den sich im Hofraume mehrere antike Säulentrümmer. Die Kirche, in byzantischem Styl erbaut, hat ein hohes Alter und besonders etliche vortreffliche Mosaikbilder in Goldgrund. Am bedeutendsten ist das kolossale Brust- bild des Herrn in der Mitteltuppel. Es liegt etwas ungemein Feierliches in dieser mächtigen Figur, und ihr Effekt ist vergleichbar demjenigen des segnenden heil. Markus über dem Haupteingange zu St. Marco in Ve- nedig. Dieses große, helle Auge scheint auch die ver- borgensten Falten des Herzens erforschen zu wollen, und

dieser mächtige Mund ist ganz geeignet, eine gewaltige Sprache zu führen. Aus dem ernstesten Antlitz tönt etwas wieder von: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger.“

In einem Gewölbe zeigte man uns sodann zwei große Sarkophage, welche auf das fränkisch herzogliche Geschlecht der La Roche zurückführen. Die französische Lilie ist noch ganz gut erhalten. Auf die Frankenzeit weisen auch etliche Spitzbogen der Kirche hin, wie bedeutende Mauerüberreste in der Nähe des Klosters, die einst dieses für Athen wichtige Defilé noch widerstandskräftiger machten.

Unbelästigt bezogen wir wieder unsere Plätze im Wagen, nur mußten wir es uns gefallen lassen, daß der Kutscher natürlich schnell einen kleinen Nebenhandel abgeschlossen und zu sich ein Individuum auf den Sitz geladen, das uns nicht eben die interessanteste Aussicht darbot. Der Engpaß erweitert sich, die beidseitigen Höhenzüge werden weniger fahl, sie sind im Gegentheil stellenweise von der zierlichen *Pinus marina*, deren saftiggrüne weit ausgedehnte Krone so trefflich zum tiefblauen Himmelsgewölbe paßt, ziemlich dicht bewachsen. Von Zeit zu Zeit öffnet sich ein Blick hinab auf's wunderschöne Meer, das da unten so ruhig schläft, wie das Kind im Schooß der Mutter. Auf einer Telegraphenstange, die mit dazu dient, den Geistesverkehr zwischen Athen und Konstantinopel zu vermitteln, sitzt ein allerliebsteß Käuzchen, gerade so eines, wie ich es auf Bildern so oft neben der Minerva, der es geheiligt war, abgebildet gesehen. Was sinnst du da oben, feines Thierchen, Symbol des Ernstes, des Denkens, der Weisheit und des attischen Witzes? Spottest du vielleicht über uns

armselige Fremdlinge, die wir so hintendrein kommen, statt zur Zeit, da deine hehre Gebieterin noch mächtig war? Oder ächzest du über den kläglichen Zustand deines Landes, von dem der gesunde Menschenverstand häufig weiter abliegt als die Säulen des Herkules? Wahrlich du thust wohl, an diese Stange dich anzuklammern, denn da ist doch noch etwas von Minerva's Geist und Kraft.

Siehe dort zur Rechten die schroff abfallende, glattgehauene Felswand mit ihren mancherlei Nischen, mit ihren zahlreichen Inschriften. Hier hatte um 300 v. Chr. Demetrius Poliorketes seiner mehr durch Schönheit als durch Sittenreinheit ausgezeichneten Gemahlin, Philä, ein Heiligthum errichtet, und die Athener, ihrem hohen Gönner gerne schmeichelnd, beeilten sich sofort, den Ort zu einem Tempel der Venus Philä zu erheben. In den Nischen stunden einst größere und kleinere Statuetten, welche der Göttin der Liebe von liebehungrigen Seelen geschenkt wurden; und die Inschriften, die noch jetzt sich vorfinden, geben an Sentimentalität den Liebesfeuzern am Grabe Abälards und Heloïsens, oder Romeo's und Juliens, durchaus nichts nach. Da lesen wir, daß Einer der Liebesgöttin zwei Tauben geopfert. Ein Anderer bekennt, daß er hier in heißester Liebe an seine Geliebte gedacht habe. Wahrlich Alle die, welche gerne rührende Albumverse schrieben und doch nicht recht wissen, wie es anfangen, könnten sich hier trefflichen und noch wenig bekannten Stoff holen.

Jetzt sind wir ganz unten, nur eine künstliche Mauer trennt uns vom Meeresgestade. Da sieht man noch deutliche Spuren der alten heiligen Straße, in den Stein vertiefte Geleise, offenbar von den Wagen herrührend, die einst da hindurchfuhren. Von da zog sich der alte

Weg mehr rechts den Bergen nach, während der jetztge sich stets längs des Meeres hält. Und nun, welch zaubrisches Gewälde! Mir war's, ich müßte aufjauchzen, so heimathlich und doch wieder so durch und durch griechisch wehte mich Alles an. Dieses Meer, scheinbar in ein enges Becken eingefaßt, diese bewaldeten Berge, diese saftigen Triften, diese niedlichen Buchten und Vorsprünge und jene friedlichen Dorfschaften in der Ferne: das Alles ließ mich für den Augenblick träumen, ich sei wieder daheim, in meiner lieben, lieben Schweiz, an den Ufern eines unserer unvergleichlichen See'n. Aber wie ist hier Alles so ganz anders von dem Sonnenlichte getränkt, wie ist die Luft so klar und leicht, wie lebhaft, wie feurig schauet uns der Himmel an! Und dort drüben, das ist ja kein Festland, wie man wähnen möchte, dort ist die Insel Kuluri, das alte Salamis, ja das Salamis, das einst von Telamon und seinem tapferen Sohne Ajax kolonisirt ward, und an das sich für Griechenland unsterblicher Ruhm geknüpft hat. Hier auf diesem Vorgebirge, auf diesem Ausläufer des Megaleus, da saß der stolze, siegesgewisse Keryes auf seinem goldenen Stuhle, umgeben von seinen Schreibern, welche die Großthaten seiner Völker aufzeichnen sollten. In der Meeresbucht von Salamis, nicht in einem Busen der Insel, wie gewöhnlich erzählt wird, lagen die Griechen durch Eifersucht und Furcht zertheilet und geschwächt. Schon wollte Gurybiades, dem der Oberbefehl zukam, mit seinen Peloponnesiern sich davon machen, als der rasch entschlossene Themistokles, der es wohl einsah, daß man nur hier der persischen Uebermacht werde die Spitze bieten können, das Aeußerste wagte, um das Vaterland vor dem Untergang zu retten. Schnell entsandte er in's Geheim seinen

treuen Diener Sicinnus an Xerxes und ließ ihm sagen: „Die Griechen sind uneins und im Begriffe sich zu zerstreuen. Themistokles dein Freund rathet dir, sie sofort zu umzingeln und anzugreifen.“ Der Barbar ließ sich vom schlauen Griechen ohne Argwohn in die Falle locken und gab seiner Flotte unverzüglichen Befehl zum Vorücken. Die Meerenge von Salamis wurde gesperrt, die Insel Psyttalia besetzt und eine Anzahl von Schiffen fuhr um Salamis herum, die Griechen zuletzt auch noch im Rücken anzugreifen. Jetzt war für die uneinigen Griechen an kein Entweichen mehr zu denken. Die äußere Gewalt hielt sie zusammen. Und der gerechte Aristides, bei der furchtbaren Noth des Vaterlandes alle Schmach vergessend, die ihm gerade von Themistokles und den Atheniensen angethan worden war, kam von seinem Verbannungsort, Megina, herüber, bemächtigte sich Psyttalias und langte noch zur rechten Stunde an, um den Verzweigungskampf der Griechen mächtig unterstützen und fördern zu helfen. Der 23. Juli *) 480 war einer jener Entscheidungstage der Weltgeschichte. Von ihm hing es ab, ob der dumpfe, brutale Despotismus des Orients die Freiheit und Idealität des abendländischen Geistes auf lange Zeiten hinaus erdrücken würde. Je nach dem Erfolg wäre es aus gewesen mit Perikles, mit Phidias, mit Sokrates, mit Platon, mit Demosthenes und Andern; ja auch das junge Rom wäre wohl von diesem Schlage mit niedergeschmettert worden. Der Westwind war den Griechen günstig. Auf ihrem linken Flügel fochten die Athenienser und Spartaner gegen die Perser

*) Nach Andern war's der 25. September, oder gar der 5. Oktober.

und Kleinasiaten, auf dem rechten die Aeginaten gegen die Phönizier. Muthig drangen die Griechen gegen die ihnen an hundert Segeln überlegene persische Flotte ein und wußten mit ihren kleinern Schiffen den durch das schmale Fahrwasser und den Gegenwind schon genug gehemnten persischen Kolossen Vorthail über Vorthail abzurufen. Es wurde mit höchster Erbitterung und bis in die Nacht hinein gekämpft. Allein die Liebe zum Vaterland, die Liebe zur Freiheit trug schließlich den glänzendsten Sieg davon. Die persische Flotte war vernichtet oder zerstreut. Xerxes floh mit seinem Landheer in wilder Flucht. Griechenlands Unabhängigkeit blieb gesichert, und Athen hatte sich als Herrscherin zur See bewähret. Und dennoch hat Nepos nicht ganz unrecht, wenn er sein bezügliches Kapitel mit den Worten schließt: *Victus ergo est (sc. Xerxes) magis consilio Themistoclis, quam armis Græciæ* *).

Schweigsam schaute ich über den klaren Wasserspiegel hin und her nach jenen Gestaden, die einst Zeuge gewesen der bewundernswürdigsten Tapferkeit, und dachte: „Da ist auch ein Morgarten, Sempach oder Laupen. Dahin wird die Menschheit mit Ehrfurcht und mit Dank blicken, so lange in ihr noch ein edler Funke glimmt.“ Freilich, sehr viel hat weder das ältere, noch das jüngste Griechenland von Salamis gelernt. Die Sonderinteressen spielten in diesem — allerdings schon von Natur durch Berge, Flüsse und tief einschneidende Buchten gesonderten Lande — von jeher eine viel zu große und gar verderbliche Rolle. Und wenn denn kein listiger und kühner The-

*) Besiegt wurde er (d. h. Xerxes) mehr durch des Themistokles Rath, als durch die Waffen Griechenlands.

mistofles bei der Hand war, wenn nicht die augenblicklichste, unvermeidlichste Gefahr zum einträchtigen Handeln zwang, so war es dem gemeinsamen Feinde oft ein Leichtes, die durch klägliche Eifersüchteleien Vereinzelten in seine Gewalt zu bekommen.

Lenken wir unsern Blick von dem Meere, von Salamis und seinen Erinnerungen jetzt dem Festlande zu, so sehen wir vor uns eine etwa zwei Stunden lange und eben so breite Ebene sich hindehnen. Welch' einen ganz anderen Anblick, als die attische, bietet diese thriasische und eleusinische Ebene! Dort trotz des Olivenhaines doch Alles vorwiegend kahl, steinig. Hier die schönsten Wiesen und wogende Kornfelder. Hin und her Gruppen schlanker Pappeln, oder üppige Oleanderbüsche, die im reichsten Blüthenschmucke prangen. Von der Straße etwas abgelegen und von Obstbäumen umzäunt laden mehrere freundliche, reiche Dorfschaften zum Besuche ein. Fast mitten durch die Ebene fließt der eleusinische Kephissus, an welchem einst Theseus den verruchten Prokrustes auf eben das Bett legte, das so manchem Wanderer zum grausamen Marterholz geworden war. Und eingerahmt wird dieser schon im Alterthum durch seine Fruchtbarkeit ausgezeichnete Grund durch den weiten Bogen des Kithäron im Westen, des Parnes im Norden und des Korydallus im Osten. Den Süden bildet die Meeresbucht. Geradeaus vor uns, scheinbar ganz nahe, in Wahrheit noch ungefähr zwei Stunden entfernt, strahlen im Sonnenglanze die weißen Häuser von Levfina, dem alten Eleusis. Der Ort, auf einem Vorsprung gelegen und an einen sanft abfallenden Hügel sich anlehnd, hinter dem wieder die zackigen Hörner der Kerataberge aufsteigen, fordert, wenigstens von hier

aus betrachtet, — wie Chillon, wie La Tour de Peilz, wie Thalwyl u. s. w., — den Maler so zu sagen von selbst auf, den Pinsel zur Hand zu nehmen, um dieses landschaftliche Bild von seltener Abrundung und Schönheit seiner Mappe einzuverleiben.

Der Kutscher schwingt seine Peitsche, und in munterem Trab tragen uns seine Pferde durch die anmuthige Ebene. Unser kundiger Führer macht uns bald auf zwei kleine Salzsee'n aufmerksam, die der Ceres und der Proserpina geweiht gewesen, und deren vorzügliche Fische einstens nur der leckeren Tafel der eleusinischen Priester zu Gute kommen durften, bald weist er uns hin auf eine fast unkenntliche Tempelruine, auf ein zerfallenes Grabmonument, oder es fällt ihm bei dieser oder jener Schenke, bei dem einen oder anderen Wachtposten irgend eine spannende Räubergeschichte ein, die den klassischen Boden verherrlichte. Was sehe ich da? Wahrhaftig, ich glaube fast, wir haben uns in's Land der Phäaken verirrt. Ist das nicht Nausika, des hohen Alkinoos Tochter, welche mit ihren Mägden an den Strand geeilt, die ihr von Athene angerathene Wäsche vorzunehmen? Wie lustig das Zeug in den steinernen Trögen hin und her gepeitscht wird! Und jenes Weib dort, wie kühn und unbarmherzig schlägt es mit seiner Keule, ohne Zweifel ein ächtes Erbstück des Herakles, auf die über einen Stein gelegte Wäsche los! Mich soll's nur wundern, wenn schließlich ein einziger ganzer Faden übrig bleibt.

„Aber nachdem sie gewaschen und jeglichen Flecken gereinigt,
„Breiteten sie die Gewand' am Ufer des Meer's nach der
Ordnung.“

Odyss. VI. 94. 95

Doch nicht im Phäakenland, nur in Eleusis waren wir angelangt, und zwar, wenn auch etwas bestaubt, so doch nicht in dem scheußlichen Zustand des schiffbrüchigen Odysseus. Die tapferen Wäscherinnen flohen auch nicht vor uns „dahin und dorthin zu ragenden Höhn des Gestades,“ sondern faßten die Fremdlinge gar scharf und feß in's Auge. — Immerhin glückliches Land, in dem man ohne jahrelange Vorausbestellung, ohne Seife und Holz und mit ein Paar Lepta's seine ganze Wäsche besorgen kann! Liebe Hausfrauen, möchtet ihr nicht nach Eleusis?

Also in Eleusis! Und zwar — verzeih' es dem sonnverbrannten, durstgeplagten Touristen — vorerst nicht zur Demeter, noch weniger zur Proserpina, sondern schnurstracks zu Herrn Bacchus, zum Dionysos, oder, wie man in Eleusis sagte, zum Jakchos, in's Wirthshaus, in die obskure Kneipe. Palastähnliche Allerwelts-Hotels mit dem obligaten Heer von Stiefelwischern, Kellnern, Portiers 2c. 2c., Hotels, in denen der ordinärste Spießbürger — versteht sich, wenn er etwas Geld hat — sich bedienen lassen kann, als ob er zum Mindesten direkt von einem Herzoge abstammte, solche Monstruositäten gibt es dort nicht. Aber so ein ländlicher Khan in Griechenland hat auch seine eigenthümlichen Reize, und ich müßte den Reisenden bedauern, welcher, etwa der Etikette zu lieb, nie seinen Fuß in eine derartige, ächt volksthümliche Schenke gesetzt hätte. Nicht nur bist du da des umschwirrenden Geschmeißes von Aufwärtern frei und ledig, nicht nur kannst du da deine Mahlzeit ohne vorgeschriebenes Tempo ganz gelassen und friedlich hinunterschlucken, sondern da erst kommst du mit dem Volke recht zusammen und siehst und hörst es, wie es leibt und lebt.

Den Wagenschlag öffnen wir selbst. Niemand beeilt sich, uns beim Aussteigen furchtbar behülflich zu sein. Die Wirthsleute drinnen haben es zwar schon längst gewittert, daß jetzt nicht ihre gewöhnlichen Gäste zusprechen werden, aber die heißhungrige Gast, die kriecherischen Bücklinge, das zuckersüße Schmunzeln überlassen sie ihren abendländischen Kollegen. Mit klassischer Ruhe und Würde gewärtigen sie in edler Haltung, daß wir ihnen unser Belieben kund thun möchten. Wir betrachteten uns zuerst dieses schlichte Schenkhaus etwas näher, und sofort drängte sich mir — ich kann es nicht verhehlen, — eine gewisse Aehnlichkeit mit einem griechischen Tempel auf. Der in die Länge gezogene Bau war einstöckig und dreigliedrig. Dem Pronaos entsprechend war eine Art von „Vorscher“ angebracht, ganz so, wie wir ihn bei älteren Kirchen hier zu Lande treffen. Da ist ein schattiges, kühles Plätzchen, das Menschen und Vieh gar herrlich bekömmt. Auch fanden wir da wirklich einige selige Schläfer, einige glückliche Raucher und Trinker und einige überaus vergnügte Esel und Pferde. Wir treten ein in den Naos, in das eigentliche Wirthslokal, über das unmittelbar der kunstreiche Dachstuhl sich erhebt. Da sieht es nun freilich am Boden, auf den Bänken, Stühlen und Tischen gerade so sauber und so lieblich aus, wie bei uns in einer Pinte an einem Montag früh nach der Kirchweih. Wir hatten ordentlich Mühe, eine trockene Stelle zum Absitzen zu entdecken, und wie es auf dem Tisch vor uns aussah, mag ich lieber gar nicht beschreiben. Doch ward hievon nur das Auge und nicht, wie bei uns, wo die Wirthsleute allen Qualm und alle die scheußlichen Dünste oft nicht hermetisch genug verschließen können, auch die Nase belästigt. Denn durch die zahl-

reichen, weitgeöffneten Fenster strömte die herrliche Meeresluft so unmittelbar, so frisch uns zu, daß man darob seinen ästhetischen Verdruß wohl etwas vergessen durfte. Noch bleibt uns das Postikum, der Chor übrig. Sonnenne ich nämlich den hinteren Raum des geräumigen Saales, der durch ein 4—5' hohes Holzgitter von uns abgetrennt ist. Dort ist das Heiligthum der Wirthsfamilie, ihr zur Wohnstube, zur Vorrathskammer und zum Keller dienend. Du würdest erschrecken, wenn ich anheben wollte, dir alle die Dinge aufzuzählen, die ein Blick in diese camera obscura mir enthüllte: Krüge, Flaschen, Gläser, ganzes und zerbrochenes Geschirr, Stroh und Gemüse, Kleider, Decken, alte Schuhe; Alles friedlich neben- und durcheinander. Da stand denn auch, an's Geländer angelehnt, die beleibte Wirthin und suchte von dieser ihrer Schatzkammer aus mit nicht geringem Selbstbewußtsein die bescheidenen oder anmaßlichen Anforderungen der Gäste zu befriedigen. Jene geheimnißvolle Region ist dazu um so dunkler und schwüler, da sie nicht nur direkt mit keinem Fenster in Berührung steht, das ihr Licht und Luft zuführen könnte, sondern obendrein nur die halbe Höhe des Saales hat, indem darüber sich eine Art Empore (Lettner) erhebt, die den Hausbewohnern und den Fremden zur gemeinsamen Schlafstelle dient. Natürlich keine Betten, sondern einfache Strohmatten, auf die sich Jeder nach Belieben, in seine Decken oder seinen Mantel eingehüllt, hinstrecken kann; die Frauen auf der einen, die Männer auf der anderen Seite. Noch muß ich zur Vervollständigung meines Bildes eines kleinen Anbau's gegen das Meer zu erwähnen, der zu Stallungen verwendet zu werden scheint, und in dessen Hofraum wir durch die offene Seitenthüre

ein Rudel Schweinchen die possierlichsten Purzelbäume schlagen sehen.

Jetzt nahen wir uns dem verhängnißvollen Gitter, um der ehrwürdigen Matrone auch unsere Wünsche laut werden zu lassen. Wir treten ganz sachte auf und bitten um ein Brod. Aber ach, da ward uns Etwas gereicht fast härter als pentelischer Marmor. Ich hatte gute Lust, ein Stück dieses seltenen Petresakten aus deukalionischer Zeit mitzunehmen, um unsere heimischen Sammlungen damit zu bereichern. „Nun gut, lassen wir das Brod fein. Ein Bißchen Fleisch thut's auch.“ Was? Fleisch? Die Wirthin sah uns so sonderbar an, daß mir das *Βωπικ* — oxsenäugig — womit Homer seine Heldinnen zu ehren pflegt, erst jetzt recht verständlich wurde. Erfuhren wir's doch erst später, daß der heutige Grieche nur einmal des Jahres, in der heiligen Osternacht, sich den luxuriösen Fleischgenuß gestattet. „So geben Sie uns eine Flasche guten Landwein.“ „Den sollen Sie haben.“ Mittlerweile hatte sich das Lokal mehr und mehr mit Neugierigen angefüllt. Wie ein Lauffeuer hatte sich im Dorf die Nachricht verbreitet, daß General „Chan“ da sei. Junge Bürschchen, kräftige, stämmige, wilde Männergestalten, auch weißhaarige Greise stellten sich ein, um den tapferen Degen zu sehen. Ein junger Grieche trat auch bald vor und bot sich uns aus eigenem Antriebe zu unserm Diener an. Schnell holte er ein Tuch und reinigte damit unsern Tisch und unsere Stühle. Dann brachte er uns unsern Wein. Wir stießen an; ich gedachte einen tiefen Zug zu thun. Aber schnell stieß ich mein Glas wieder fort. Denn dieß Getränke trinke und rühme wer da will, etwas Widerlicheres kenne ich nicht. Da der Grieche auf dem Land keinen Keller hat, so

sucht er seine Getränke auf andere Weise vor Verderbniß zu schützen. Deshalb bewahrt er den Wein in Lederschläuchen auf, die inwendig mit Pech überzogen sind, oder er sättigt den Wein gar mit einer gewissen Harzart. Dieser „Rezinato,“ beim Volke einzig in Gebrauch, soll sehr gesund sein, und wer sich einmal an ihn gewöhnt habe, der trinke ihn vorzugsweise gern. Wenn aber der Wein in dem geißledernen Schauch, welchen Ulysses von Maon, des Euanthes Sohn, zum Geschenk erhielt, nicht besser schmeckte, so beneide ich ihn gar nicht darum und begreife den Cyclopen nicht, der so sehr auf diesen Trank erpicht war. Also kein Brod, kein Fleisch, kein Wein, und das Wasser war auch nicht gerade das beste. Köstliches Mittagsmahl! Versuchen wir's mit den Eiern. Der junge Grieche geht zur Wirthin, behändigt selbst die Eier, macht den Koch in eigener Person und bringt uns bald, in sprudelndem Olivenöl schwimmend, das verlangte Gericht. Gegen die Eier wäre jetzt allerdings nichts einzuwenden gewesen, aber das Del, das massenhafte Del, dazu war unser Magen noch nicht griechisch genug. Jetzt, liebe Kaffeemütterchen, lacht uns recht tüchtig aus: am End aller Enden schien es uns das Gerathenste, uns mit einer Tasse „Schwarzen“ zu begnügen. Der lebenswürdige Grieche ließ sich die Ehre nicht nehmen, auch hier seine Fertigkeit in der edlen Kochkunst an den Tag zu legen. Er hatte auch sein schwieriges Problem zu unserer völligsten Zufriedenheit gelöst. Der Kaffee war, wie ein Freund sich auszudrücken pflegte: „Noir comme le diable, chaud comme l'enfer, et doux comme l'amour;“ und der Bissen Ziegenkäse, den er vielleicht einem Abkömmling des falschen Melantheus abgerungen, schmeckte ebenfalls gar

köstlich. Wir zünden die Cigarette an und betrachten uns ein wenig das Volk, das stehend, sitzend, liegend, rauchend und trinkend, ja selbst Karten spielend uns umlagert.

Es ist ein, besonders von einer Klasse deutscher Gelehrten beinahe bis zur Langeweile wiederholter Satz, daß die heutigen Griechen mit denen des Alterthums so wenig zu thun hätten, als wir mit den Chinesen. Und wer sich erdreistet, diesen Satz nicht sofort zu unterschreiben, über den zuckt man die Achseln. Dennoch wage ich es, auch hier meinen eigenen Weg zu gehen. Allerdings gibt es eine lächerliche Gräkomanie, die in jedem Betteljungen einen Ulysses oder Ajax erblickt; es gibt auch eine eben so thörichte Slavomanie, die aus jedem Wort, aus jedem Gebrauch, aus jedem Kleidungsstück etwas ächt Slavisches herausflügeln will. Allein, sehe man nur diesen Albanesen da an, mit seinem platten Gesicht, seinem großen groben Mund, seinem wirklich mehr rohen Blick, mit seinen breiten Schultern, wie er seine nervigte Rechte in seine vollen Hüften stemmt! Und neben diesem Bewohner von Eleusis unsern jungen Griechen. Welche herrliche Gestalt! Wie schlank der Wuchs, wie elegant jedwede Bewegung! Das Gesicht ist hager, die Schläfe eingedrückt, mehr Nerven als Muskeln, mehr geistige Ueberlegenheit als körperliche Mächtigkeit. Das Auge lebensvoll, funkelnd, ja verschminkt. Nase und Mund fein, edel. Nur das bartlose Kinn etwas zu lang und flach. Dagegen der aufwärts gedrehte dünne Schnurrbart sehr hübsch und kühn. Mit einem Worte, dort der rein slavische, hier der rein griechische Typus. Man sagt, alle die Kriegswetter, die über Griechenland von der Römerzeit bis zu den Befreiungskämpfen hereingebrochen

feien, hätten das eigentlich griechische Element von Grund aus vernichtet. Dieß möchte nun in einem flachen Binnenlande wohl der Fall gewesen sein. Aber hier in diesen einsamen Bergthälern, wohin die fremden Eindringlinge nie, oder nur in schwacher Zahl und auf kurze Dauer gelangten — hier, wo das seelustige und seetüchtige Volk schnell hinter seine hölzernen Mauern, hinter seine Schiffe sich versteckte, um anderswo eine momentane Zufluchtsstätte aufzusuchen, jede Gelegenheit aber wahrnehmend, in die alte, vielgeliebte Heimath wieder zurückzukehren — hier, wo ein nicht geringer Bruchtheil der Nation von Alters her auf zerstreuten und theilweise leicht zu vertheidigenden Eilanden lebt — hier ist es ein Anderes, hier müßte man sich weit eher verwundern, wenn dieses ganze, große, weitverzweigte Volk so spurlos verschwunden sein sollte.

Aber nicht nur die äußere Erscheinung, auch die Charaktereigenthümlichkeit der Griechen der Jetztzeit erinnert uns ganz und gar an jene Gestalten aus dem klassischen Alterthum. Der Grieche ist noch jetzt aller Rohheit abgeneigt, sein Betragen erscheint durchweg als ein sehr anständiges. Er ist überaus mäßig und sparsam. Trunkenheit und ausgelassenes wüthes Lärmen und Schreien verabscheut er, sofern er's nicht etwa den fremden Soldaten abgelernt hat. Er ist arbeitsam, sehr unternehmend und zäh, ein geborener Seemann und Händler, und in seinen religiösen Uebungen ängstlich genau. Dabei ist er verschmitzt und lügt wie sein Ahnherr Odysseus. Er hat, wie ein genauer Kenner des Volks gegen mich sich äußerte, in jeder der zweihundert Falten seiner Justanella zweihundert listige Teufel versteckt. Er ist ungemein eitel und hält sein Land noch immer für

Die Achse, um welche die ganze Weltgeschichte sich dreht, und ist für Ehrentitel, Ehrenämter, Ordenszeichen 2c. ganz besonders empfänglich. Er hat keinen Sinn für ein geordnetes Gemeinwesen und ist ohne wahre Treue. Aber in der Stunde der Noth kann er für sein Vaterland Alles thun und Alles leiden. Ein unverwüßliches Freiheitsgefühl durchdringt ihn, aber er vergißt leicht, daß wenn Jeder nur seine eigene Freiheit und Unabhängigkeit sucht, die Gesammtheit oft der schmachlichsten Knechtschaft anheimfällt. Das Meiste hängt davon ab, wie der Grieche geleitet wird. Unter einem entschiedenen Regiment mit strammem Zügel, unter einem Regiment, das Jedem sofort zu verstehen gibt, was an der Tagesordnung sei und wer befehle, läßt sich der Grieche leicht zu einem guten Bürger und tapfern Soldaten heranbilden. Unter dem Danaergeschenk einer Konstitution aber, zumal unter einem kleinlichen, ängstlichen oder schwachen Fürsten, muß, wie mir ein Grieche selbst eingestand, das hiefür noch lange nicht vorbereitete Volk zu Grunde gehen. In dieser Beziehung sei ihm sogar die Herrschaft des furchtbaren Ali Pascha von Janina noch zuträglicher gewesen.

Die Cigarette ist abgebrannt und eine nur kurze, doch sehr erquickliche Siesta gehalten. Geführt von unserm zuvorkommenden Griechen machen wir uns daran, Eleusis etwas besser kennen zu lernen. Wer hätte noch nie etwas von Eleusis, von seinen hochberühmten Mysterien, von seinen prachtvollen Tempeln vernommen? Eleusis war eine uralte Stadt, mit der frühesten Sagengeschichte innigst verwoben. Demeter, ihrer schönen Tochter Proserpina beraubt, wendet den Olympiern den Rücken, zündet am Aetna noch zwei Fackeln an, um ihr geliebtes

Kind zu suchen und wird vom hellsehenden Helios nach Eleusis gewiesen. Da sitzt sie, unscheinbar an Gestalt, ganz in ihren Mitterschmerz versunken, beim Brunnen Kallichore, bis sie auf ihren Wunsch hin zur Amme des Königssohnes, Triptolemos, bestellt wird. Unterdessen ordnet Zeus die Angelegenheit und nöthigt den Pluto, seine entführte Gattin je auf die Hälfte des Jahres zurückzugeben. Demeter ist getröstet, segnet die gastlichen Eleusiner, belehrt ihr Pflegekind, Triptolemos, über den Landbau, befiehlt, ihr Tempel zu erbauen und Feste zu feiern und kehrt voll Freude wieder in den Olymp zurück. An diesen Natur-Mythus, der in tiefpoetischer Hülle das wunderbare, bald im dunkeln Schooß der Erde verborgen schlummernde, ersterbende, bald verjüngt und zu neuem Segen hervorbrechende Leben des Weizenkornes veranschaulichen will, knüpfte sich bekanntlich der Demeterkultus mit seinen Mysterien, die in verschiedenen Städten, am großartigsten und besuchtesten aber zu Eleusis, abgehalten wurden. Die seltene Fruchtbarkeit der thriassischen Ebene erklärt es zur Genüge, weshalb Demeter, die Göttin des Ackerbaues, gerade hier ihre zahlreichsten Verehrer fand. Man unterschied zwischen den kleinen Mysterien im Februar, zur Zeit des Aufkeimens der Saat, und den großen im Oktober nach beendigter Feldarbeit. Die letztern waren besonders glänzend und dauerten neun Tage hindurch. Symbolische Handlungen, klagende oder lustige Gesänge, sowie endlose Umzüge wechselten mit einander ab und bezogen sich theils auf den Schmerz der Demeter um den Verlust ihrer Tochter, theils auf die Freude des Wiederfindens, theils auf die Segnungen des der Demeter zu verdankenden Getreidebaues. Den Höhepunkt des Festes bildete die feierliche

Jakchosprozession, die am Abend des sechsten Tages unter Fackelschein von Athen auf der heiligen Straße nach Eleusis sich bewegte. Eng an dieses Fest schloß sich dann auch das der Thesmophorien an, bei welchem ausschließlich die Ehefrauen figurirten und der Demeter ihre Lobpreisungen anstimmten für die milderen Sitten, für das geregeltere häusliche Leben, welches eine Folge des Ackerbaues gewesen. Wir haben es also hier mit jährlichen Erndtedankfesten zu thun, an denen die griechische Nation in Masse, und zumal in ihren edelsten Vertretern sich betheiligte. Ehre dem Volke, das ob der Gabe des Gebers nicht vergißt, sondern laut und freudig den Segen im Irdischen den Wohlthaten des Himmels zuschreibt! Wie beschämend für so manche Gegend in Christenlanden, wo man Wagen auf Wagen der schönsten Garben einheimst und ohne irgend ein Dankgefühl, ohne Lobpreisung Dessen, der Regen und fruchtbare Zeiten schaffet und Wachsthum und Gedeihen schenket, höchstens in eitler Selbstzufriedenheit und schnöder Selbstsucht spricht: „Liebe Seele, du hast einen großen Vorrath auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iß, trink und habe guten Muth.“ Mich däucht, unsere Kirche sollte, als geistliche Erzieherin, sich nicht mit den gewöhnlich doch nur schwach besuchten Erndtepredigten begnügen, sondern wenigstens den Versuch wagen, ob sich nicht auf christlichem Grund und Boden und von christlichem Geiste getragen und gehoben ächt volksthümliche Erndtedankfeste veranstalten ließen, die unser Volk in seiner Gesammtheit erfassen und vom irdischen Genuß zum ewigen Heil, von der vergänglichen Speise zum Brod des Lebens überleiten würden. Welch weites und gesegnetes Feld stünde hiedurch der christlichen Tonkunst, Poesie, Symbolik und

Beredtsamkeit geöffnet. Das ist die ächte Volkskirche, die wir anzustreben haben, nicht die, welche ohne weiteres das Volk in Bausch und Bogen als Kirche erklärt, sondern die, welche frisch und froh hineintritt in's mannigfaltige Volksleben und nach dem apostolischen Grundsatz: „Alles ist euer, ihr aber seid Christi“ mit dem Sauertheile des Evangeliums alle Lebensgebiete zu durchsäuern trachtet, und nicht nur, wie es bisher geschehen, fast ausschließlich auf die Befehrung und Heiligung des Einzelnen gerichtet ist, sondern allerdings auch das Volk als solches in ihr Netz der Liebe zu ziehen sucht.

Wie verhielt es sich nun aber mit den Mysterien, mit den geheimnißvollen, heiligen Handlungen, welche den eleusinischen Festen ihren besondern Reiz und Ruhm verliehen? Darüber ist schon viel geschrieben und gefabelt worden, und man wird um so weniger je über ein gewisses Halbdunkel hinauskommen, da die Entweihung der Mysterien durch Ausplaudern, Begehen am unrechten Ort und Verspottung mit Konfiskation des Vermögens und Tod bestraft wurde. — Um in die Mysterien eingeweiht zu werden, hatte man eine dreifache Rangordnung zu durchlaufen. Zuerst war man bloßer Akoluth, Nachfolger, und durfte sich etwa den festlichen Umzügen anschließen. Nach einer scharfen Probezeit, in der man sich allerhand Reinigungen, Opfern und sittlichen Mahnungen unterziehen mußte, wurde man zum Mysten (Eingeweihten) erhoben und durfte an den dramatischen Aufführungen der heiligen Geschichte theilnehmen; vielleicht, daß man schon etwas von der philosophischen Deutung der Volksreligion zu hören bekam. Schon in der Auswahl der Mysten verfuhr man sehr strenge. Schlecht beleumdete Menschen, Verbrecher wurden rück-

sichtslos zurückgewiesen. Ja selbst dem Kaiser Nero ward der Zutritt verweigert, und er wagte nicht ihn zu erzwingen. Einer noch viel schärferen Prüfung und Zucht mußten sich diejenigen der Mysterien unterwerfen, die sich in die Zahl der Epopten (Schauenden) aufnehmen zu lassen begehrten. Hatten sie aber ihre asketischen Uebungen rühmlich bestanden, so wurden sie zuerst in allerlei Irrgängen und dunkeln Verliehen herumgeführt, so daß sie die Qualen des Tartarus erdulden mußten, dann aber plötzlich vom Lichte umstrahlt in wahrhaft elydische Gefilde versetzt, „wo sie schöne Stimmen und heilige Gesänge hörten und herrliche Tänze und Erscheinungen von Göttern sahen, und endlich in einen besondern Ort eintraten, wo ihnen Symbole von Segnungen und Geheimnissen der eleusinischen Gottheiten und eine Art von Reliquien gegeben wurden.“ „Denn“ — sagt ein Eingeweihter bei Stobäus (Serm. 119) — „die Seele empfindet im Tode dasselbe, was derjenige erfährt, der in die großen Geheimnisse eingeweiht wird. Der erste Austritt ist nichts als Irrthümer und Ungewißheiten, beschwerliche Reisen durch Nacht und Dunkel. Und ist man an den Grenzen des Todes und der Einweihung angelangt, so ist Alles traurig und schrecklich anzusehen, Alles voll Angst und Entsetzen. Ist aber dieß vorüber, so bricht ein wundervolles Licht hervor.“ Den Kern der Mysterien bildete jedoch ein reingeistiger Monotheismus und eine Glückseligkeitslehre für's Diesseit und für's Jenseit, beruhend auf dem Gebot der Selbstverläugnung. Pindar preist deshalb den Eingeweihten selig, weil er erst des Lebens Zweck und die Gesetze des Jupiter erkenne. Sophokles meint, nur für die Eingeweihten sei der Aufenthalt auf Erden wirkliches Leben, für

die Uebrigen alle ein Unglück. Sokrates sagt: „die Eingeweihten haben eine fröhliche Hoffnung für des Lebens Ende und für alle Ewigkeit.“ Und Platon setzt im Phädon den Zweck, weshalb man sich einweihen lasse, darein, daß die Seele wieder zu demjenigen Stande gelange, aus welchem sie als aus ihrem natürlichen Sitz der Vollkommenheit gefallen sei.

Mit welch' großer Achtung und Bewunderung wir auch diesem heiligen Ahnen und ernstlichen Suchen des Ewigen und Wahren nachgehen, wie unendlich reiner, erhabener, gewisser, beseligender doch, und zwar selbst für die Unmündigen, ist das preiswürdige Mysterium, in welches das israelitische Volk in seiner Hütte des Stiftes oder in seinem Tempel auf Moriah eingeweiht wurde, oder gar erst „das kündlich große Geheimniß der Gottseligkeit: Gott ist geoffenbaret im Fleisch, gerechtfertigt im Geist, erschienen den Engeln, geprediget den Heiden, geglaubet von der Welt, aufgenommen in die Herrlichkeit!“ 1. Tim. 3, 16. Darein wollen wir uns immer gründlicher einweihen lassen, damit wir einst von den Glaubenden zu den Schauenden, zu den Eopten im vollgültigsten Sinne gelangen.

Seinen Mysterien verdankt Eleusis den Glanz und Ruhm, den es Jahrhunderte hindurch bewahret hat. Erechtheus wußte zwar den eleusinischen König Gumolpus sich dienstpflichtig zu machen, aber die Oberleitung bei den Mysterien mußte er dem Besiegten überlassen. Schon vor den Perserkriegen war Eleusis eine Stadt von Heiligthümern, und die Barbaren waren es, welche vier Jahre vor der Schlacht bei Salamis den dortigen uralten Tempel der Demeter zerstörten. Aber wie ein Phönix aus der Asche erhob sich die Stadt zu niegesehener Blüthe,

als der unermüdlige Perikles, mit dem Allem, was er in Athen hervorgezaubert, noch nicht zufrieden, in seinem heiligen Drange künstlerischen Schaffens auch hier eingriff und eine Prachtbaute nach der andern errichten ließ. So sandte er seinen im Parthenon verewigten Iktinos, welcher der Demeter und der Persephone zu Ehren einen Tempel aufzuführen begann, wie so groß und stolz und herrlich ganz Griechenland keinen zweiten besaß. Eine getreue Nachbildung der atheniensischen Propyläen wurde auch dort angebracht. An andern Heiligthümern, wie des Triptolemos, der Artemis Propiläa, des Poseidon, an Ehrenpforten, Säulenhallen, Denkmälern, Statuen, Altären war eher Ueberfluß als Mangel. Und was in den Zeitläuften etwa beschädigt wurde und einstürzte, das ließen, als Griechenlands Macht längst gesunken war, die römischen Kaiser nur prunkvoller wieder herstellen. Ja bis in die christliche Aera hinein wetteiferte Eleusis — mit seiner im Westen der Stadt sich erhebenden Akropolis und mit seinen Heiligthümern, die von der Stadtburg aus gegen Osten sich hinlagerten — selbst mit dem gefeierten Athen. Sein trefflicher Hafen, eingedämmt mit mächtigen Quadern dunkeln eleusinischen Marmors, gab ihm sogar, was den Handel anbelangte, vor seiner Rivalin einen nicht unbedeutenden Vorsprung. Nun aber kam im Jahr 396 Marich mit seinen wilden Horden auch hierher und scheint sich's zur Pflicht gemacht zu haben, mit dem, was ihm als heidnischer Greuel erschien, von Grund aus aufzuräumen. In diesem seinem Zerstörungswerk mögen ihm später die Franken, an die der feste Thurm auf der Höhe erinnert, und die Türken, von denen noch jetzt manch ein armseliges Häuschen mit seinen eigenthümlichen Arkaden redet, gehörig nachgefolgt

sein. 1676 fanden die Reisenden Spon und Wheler jene Gegend völlig in eine Wüste verwandelt, von den alten Trümmern bemerkten sie nichts. Auch die Nachgrabungen, welche 1814 einige Engländer in dem durch albanesische Kolonisten nun wieder zu einem kleinen Dörflein angewachsenen Levfina veranstalteten, führten zu keinen bedeutenden Ergebnissen. Erst in neuester Zeit ist es dem jüngern Lenormant, Sohn des berühmten Archäologen und Philhellenen, gelungen, in das Chaos mehr Ordnung und Verständniß zu bringen und sehr interessante und schätzbare Alterthümer wieder bloßzulegen. Ich muthe nun Niemanden zu, mich von Stein zu Stein, von Säule zu Säule, von Plattform zu Plattform zu begleiten, oder gar alle die vorhandenen Inschriften mir entziffern zu helfen. Ich habe es selbst nur höchst oberflächlich gethan und bekenne gerne, mich hier noch sehr im Lückenhaften und Unklaren zu befinden. Doch eine Ahnung wenigstens der einstigen Größe und Pracht durchzuckte mich, als ich diese endlosen Marmortrümmer, diese feingeläuteten Steine, diese umfangreichen Säulenstücke überblickte. Was besonders meine Aufmerksamkeit auf sich zog, das waren, etwas rechts von den kleinen Propyläen, unterirdische Gewölbe aus gebrannten Steinen, zu denen eine schmale Treppe hinabführte. Es war dieß, da die Griechen den eigentlichen Gewölbebau nicht kannten, jedenfalls bei ihren Tempeln nie anwendeten, eine offenbar römische Konstruktion; und der Gedanke lag nicht fern, daß diese geheimnißvollen Gänge eben dazu dienten, die Mysterien, die in ihnen herumgeführt wurden, in jene heiligen Schrecken zu versetzen.

Gehen wir noch zu dem kleinen Häuschen dort unten, das zu einer Art von eleusinischem Museum

hergerichtet ist. Der junge Grieche hat den Abwart schon herbei geholt. Wir treten ein und finden da eine recht hübsche Sammlung hier aufgefundenener Statuen, Reliefs, Säulenkapitälé und Inschriftsteine. Da siehst du einen Altar mit zwei kreuzweise gelegten Fackeln, über denen das Wort AXAIOI zu lesen ist, ein Weihes-geschenk der Achäer an die Demeter. Oder du betrachtest dir einen Poseidonkopf, oder eine große Marmorstatue, die den Antinous vorstellt. Bemerkenswerth sind auch mehrere Frauen-Torsen, von denen einer besonders durch Zartheit der Behandlung sich auszeichnet. In einer Ecke stieß ich auf eine wundervolle Hand. Die mußt du haben — dachte ich — das gäbe einen herrlichen Briefbeschwe-rer und für deinen Schreibtisch ein beständiges und schätz-bares Andenken an die schönen Tage in Griechenland. „Was gilt das Ding?“ fragte ich den Wärter. „Mein Herr,“ entgegnete dieser, „es ist streng verboten, auch nur das Geringste dieser Kunstschätze zu veräußern.“ Unser Grieche flüsterte mir aber leise etwas in's Ohr und machte mir im Versteckten mit der Hand ein so nachdrückliches Zeichen, daß ich wohl merkte, der Alte würde trotzdem keine langen Umstände machen. Allein ich hatte das Verbot vernommen und konnte es nicht über mich bringen, den Alten zu einer Pflichtverletzung zu verleiten. Und, sagte ich mir, wenn jemals das Standbild aufgefunden werden sollte, dem diese Hand angehört, welches Vandalismus an der Kunst hätte ich mich alsdann schuldig gemacht! Ich ließ also das schöne Stück liegen und begnügte mich mit meinem kleinen Marmorstein, den ich bei den Propyläen aufgehoben. Er hat offenbar zu einer der gepriesenen Säulen gehört

und zeigt an der Cannelur noch deutlich, daß ein tüchtiger Meißel einst hier angelegt habe.

Im heutigen Levfina mit seinem versandeten Hafen und seinen spärlichen und meistens armen Einwohnern haben wir uns nicht weiter aufzuhalten. Es soll auch ein gar ungesunder Platz sein. Wir kehren in unsere Schenke zurück, zahlen unsere Rechnung und befehlen dem Kutscher, schleunigst einzuspannen. Doch hatten wir noch hinlänglich Zeit, uns die malerischen Trachten unserer Umgebung etwas genauer zu besichtigen. Dort steht ein stattlicher Albanese, sein köstliches Modell zu einem Räuberhauptmann. Er mag etwa in den Fünzigern sich befinden. Sein Schnurrbart ist schon stark in's Graue schillernd, seine Kraft aber ist noch ungebrochen, und ich möchte es Keinem rathen, mit diesem Burschen anzubinden. Seine weiße, schafswollene Mütze hat er fest genug auf's Haupt gedrückt, und seinen Hals und seine Brust läßt er sich nicht eben sehr einengen. Eine blaue Jacke bedeckt seinen Oberkörper, die weite Justanella reicht bis zu den Knien, die Beine stecken in gelben Schnürstiefeln wie in einem Panzer. Mit der Rechten stützt er sich auf seine Arnauka, auf seine unzertrennliche, mit dreißig Ringen beschlagene, lange Flinte. Von der Hüfte herab, um die ein rothseidenes Tuch geschlungen ist, hängt der Handschar, das große Messer, das wohl für Manchen schon verhängnißvoll geworden. Unser Grieche ist, wenn man will, ganz ähnlich gekleidet, und doch nimmt sich Alles ganz anders aus. Er trägt den rothen Fez mit blauer Quaste. Sein Hals ist auch frei, aber ein feines Hemd mit großem, künstlichem Kragen gereicht ihm zur besondern Zierde. Die seidene Weste macht sich auch nicht schlecht, und die reichgestickte Jacke mit den offenen Ver-

meln und silbernen Knöpfen steht wunderschön. Ebenso ist seine Fustanella, sein weites, weißes, faltenreiches Unterkleid, viel eleganter, und so geht es hinab bis zu den Schnallen der Gütern und Schuhe. An seinem breiten Ledergurt endlich trägt er eine ganze Kuriositäten-Sammlung: Tabaksbeutel, Mastuch, Geldsack, Tintenzeug und Waffen aller Art. Dort, beim Albanesen, ist die Kleidung eher vernachlässigt, hier, beim Griechen, fast mit weiblicher Sorgfalt herausgeputzt. Dort haben wir offenbar das Ursprüngliche, Angeerbte, hier eine, wenn nicht gerade theatralesirte, doch idealisirte Nachahmung. Der Albanese verwendet auf seine Kleidung nicht viel Geld, der Grieche oft sein ganzes Vermögen. — Schau mir auch dort jenes 18jährige Mädchen an, eine wahrhaftige Priesterin der Demeter! In weißem, wolkenem Gewande, das am Hals, an den Armen und unten mit schwarzer Seide verbrämt ist und um die Hüfte mit einem Gürtel, auf der Brust mit Silberplatten zusammengehalten wird, schreitet sie gar feierlich einher. Ihr Fez ist mit Geldstücken überschuppt und vom Haare herab fällt rückwärts ein kleiner, weißer Schleier. Würste man nicht, daß Eleusis von Albanesen, die aus türkischem Gebiet eingewandert sind, bewohnt wird, so könnte man leicht versucht sein, gewisse Traditionen aus dem Alterthum anzunehmen.

Wir steigen ein. Da naht sich unter tiefer Verbeugung unser Grieche und bittet den General, er möchte ihn doch höheren Ortes zu einer Telegraphistenstelle empfehlen. Listiger Grieche, du hast deine Rolle gut gespielt. Keinen Augenblick hast du dein Interesse außer Acht gelassen, aber ebenso wenig den Anstand und die Liebenswürdigkeit.

Es mochte etwas nach drei Uhr sein, als wir abfuhren. Das Gespräch stockte. Jeder gedachte vergangener Zeiten. Wie öde war es auf der Straße, auf der ehedem die zahllosen Festpilger einherzogen; wie todtenstill auf der blauen Meeresbucht, allwo einst die mächtigsten Flotten der Welt in Kampf auf Leben und Tod entbrannt waren! Es war ein feierliches, vielsagendes Schweigen, das tief zu Herzen ging.

Nachdem wir das Kloster Daphni wieder hinter uns hatten, fragte ich den General, ob wir nicht vielleicht noch einen Abstecher nach der Akademie des Platon und nach dem Hügel Kolonos machen könnten. Der alte Militär lächelte über mein Verlangen und machte sich nicht wenig lustig über unsere Alterthumsschwärmerei. „Nun ja, wenn Sie ein Paar Delbäume sehen wollen, wie Sie sie zu Tausenden schon viel schöner gesehen, und eine kleine Bodenerhebung, über welche man bei uns daheim in der Schweiz spotten würde, dann laßt uns gehen,“ meinte der General. Statt gradaus zu fahren, schwenkten wir links ab und langten bald bei einer Gärtnerwohnung an, die von Oliven-, Feigen-, Mandel- und vielen andern der köstlichsten Fruchtbäume allerliebste umschlossen war. „Da haben Sie also Ihre Akademie!“ sprach neckisch der General, und als er gar in der Mauer des Hauses gewisse Skulpturüberreste entdeckte, welche allerdings den Spott, ich möchte sagen die Entrüstung herausfordern, da hatte er erst gewonnen Spiel. Und doch, wenn ich in diese Schattengänge hineinblicke, wie gar sonderbar wird mir zu Muth.

An diesem Ort, der nach einem atheniensischen Heros, Akademos, seinen Namen trug und von Hipparchos zu einem der Athene geweihten Gymnasium eingerichtet

worden war, — den Simon durch Wasserwerke, Anlagen, Altäre und Heiligthümer bedeutend verschönerte — hier in diesem stillen, etwa eine gute Viertelstunde nordwestlich von der Stadt gelegenen Gehöfte — da war es, wo fern von dem Geräusch der Menge, im Dunkel weitästiger Platanen Platon seine tiefen, heiligen Gedanken einem auserwählten Jüngerkreise erschloß; wo er dem Grund aller Dinge nachforschte, zur rechten Selbst-, Welt- und Gotteserkenntniß anleitete und zu allem Guten, Wahren und Schönen ermunterte; wo er seine Grundsätze zu bleibender Staatswohlfahrt entwickelte, fein und fest für das unsterbliche Sein der Seele in den Mißstand und seinem unvergeßlichen Lehrer die herrlichste Märtyrerkrone aufsetzte. Wir kennen nun freilich Platon nur aus seinen Schriften und haben von dem heiligen Fluß seiner Rede gar keine Ahnung. Aber nimm nur einmal seinen Phädon zur Hand. Welche Einfachheit und Erhabenheit, welcher Ernst, welche Tiefe, welche Reinheit und Wärme, welche religiöse Weihe, die über Alles ausgegossen ist! Du findest da eine Sprache, die dich nicht wenig an die des vierten Evangeliums erinnert, wie denn Platon auch in Wahrheit eine ächte Johannesseele in sich trug. Kennt man Jesaias den Evangelisten des Alten Bundes, so dürfte man Platon wohl den Evangelisten aus den Heiden heißen. Jedenfalls ertönte aus ihm die Stimme eines Predigers in der Wüste, die dem Herrn den Weg bereitete. Es ist wunderbar zu sehen, wie dieser Heide bis an die Schwelle des christlichen Heiligthums hintritt, und es ist dieß nicht anders zu erklären, als daß Gott der Herr auch einen Platon zu seinem Dienste berufen und ihn zu einem Werkzeug seiner vorbereitenden Gnade benützt habe.

Freilich gefunden hatte selbst Platon hienieden die volle Wahrheit noch nicht, aber er war ein eifriger Vetter, ein ernster Sucher, ein anhaltender Anklopfer, und deßhalb wird Derjenige, der die ewige Wahrheit selbst ist, auch an einem Platon seine Verheißung wahr machen: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan.“ In diesem Sinne und unter dieser Voraussetzung hat bekanntlich schon Zwingli kein Bedenken getragen, den Platon der Schaar der Seligen beizuzählen.

Platon war schon äußerlich eine imposante Erscheinung, wie er denn auch seinen Namen — er hieß ursprünglich Aristokles — seiner schönen, breiten Stirne zu verdanken hatte. Bereits bei seinem Leben erscholl sein Ruhm in alle Welt, und viele Staaten wünschten ihn zu ihrem Gesetzgeber zu haben. Sein Ende war äußerst sanft und lieblich. Mitten im Schreiben beschäftigt, nach Andern gar am Hochzeitmahl eines Freundes, verfiel der nie vermählte, zweiundachtzigjährige Greis in einen tiefen Schlummer, aus dem er erst in der besseren Welt wieder erwachen sollte (348 v. Chr.). Seine Leiche wurde unweit der Akademie, wie Einige sagen auf dem Kerameikos, beigesetzt.

So hatten wir denn hier, wenn man will, allerdings nichts Weiteres gesehen, als einen gutgepflegten Baumgarten. Und doch welche erhebenden Erinnerungen knüpfen sich an diesen Boden, an diese Bäume! War es uns ja, als müßte der große Denker uns bei einer Windung des Weges begegnen, als hörten wir ihn erzählen von Sokrates, von dem sein Herz so ganz und gar erfüllt gewesen, oder wie er dem Urgrund aller Dinge nachging, und in bildlichen Reden köstliche Wahrheiten

zur Anschauung brachte, wie z. B. wenn er unfähige Regenten geißelt: „Denke dir einen Schiffsherrn, an Größe und Stärke Allen im Schiffe überlegen, aber schwerhörig und auch schwach von Gesicht, und was Kenntniß der Schifffahrt betrifft, gleichfalls; das Schiffsvolk aber in Streit mit einander wegen des Steuerns, indem Jeder Steuermann sein will, ohne jemals die Kunst gelernt zu haben, oder nachweisen zu können, wer sie ihn gelehrt oder wann er sie gelernt habe, zudem auch behauptend, daß sie sich gar nicht lernen lasse, und bereit, Jeden todtzuschlagen, der sagt, sie lasse sich lehren; sie selbst aber immer ihn, den Schiffsherrn, umlagernd, bitten und thun alles Mögliche, daß er ihnen das Steuerruder übergebe, und manchmal, wann er ihnen nicht folgen will, sondern lieber Andern, tödten sie die Andern oder werfen sie aus dem Schiffe, machen den ehrlichen Schiffsherrn durch ein Altraunränkchen oder einen Rausch oder sonst etwas fest, und regieren das Schiff, bedienen sich dessen, was drin ist, zechen und schmausen und schiffen so, wie sich von Solchen denken läßt; loben zudem und nennen kundig der Schifffahrt und einen guten Seemann und guten Steuermann den, der tüchtig mitwirken kann, daß sie zur Regierung kommen durch Ueberredung oder Nöthigung des Schiffsherrn, und wer das nicht kann, den tadeln sie als unbrauchbar 2c.“ (Der Staat VI).

Ja wohl wahr gesprochen, edler Platon! Für Griechenland wahr, das alte wie das junge, und auch für uns wahr, sehr wahr und, fürchte ich, wahr auch für die späteren Geschlechter. Dein Bild ist nur zu getreu aus dem Leben gegriffen, und an sprechenden Nachbildern wird es leider nie fehlen. — Dieser Augenblick in Platons Garten ward mir wichtiger als ganze Bände

von Commentaren über seine Werke. Platons Geist trat vor meine Seele. Platon wurde mein Bekannter, mein Freund, und seine Schriften gestalteten sich mir gleichsam zu theuren Vermächtnissen.

Raum hatten wir diese Weihestätte der edelsten Philosophie des Alterthums verlassen und, der Stadt uns nähernd, den Schatten der Bäume mit der offenen Landschaft vertauscht, so ward schon wieder eines der ergreifendsten Bilder einer wunderbaren Vergangenheit in uns wach gerufen. Die zwei Hügel, die vor uns sich in einer Höhe von kaum mehr als 100 Fuß erhoben, hatten, äußerlich betrachtet, zwar wenig Anziehendes. Es waren, wie der General richtig bemerkt hatte, höchst unbedeutende Bodenerhebungen von gar monotoner Formation, und obendrein nur spärlich bewachsen. Den hinteren, nördlicheren überragt die Kapelle des heiligen Nemilian; auf dem näheren, den wir ersteigen, sind zwei einfache, neuere Denkmäler aus pentelischem Marmor, die aber, wie die herumliegenden Bruchstücke deutlich beweisen, schon öfters der gemeinsten Rohheit als Zielscheibe dienen mußten. Der eine dieser Denksteine ist gewidmet dem Andenken *Ottfried Müllers*, jenes gelehrtesten und sinnigsten Alterthumsforschers in Griechenland, dessen Name mit der griechischen Geschichte, Kunst und Literatur von nun an unzertrennlich verbunden sein wird, und der im kräftigsten Mannesalter (geb. in Schlesien 1797, gest. zu Athen 1840) seinen aufreibenden Studien erlag. Das andere Grabmal ward dem tüchtigen Archäologen und begeisterten Philhellenen *Lenormant* dem Aelteren errichtet. Aber warum wurden diese Kenner und Freunde Griechenlands gerade hier beigesetzt? Wohl schon deshalb, weil man von diesem weither sichtbaren Punkt, von

Dieser Warte in Attika, die ganze Gegend schöner als irgendwo überblicken kann. Zur Rechten der Barnes und der Megaleos, zur Linken der Hymettos und Lykabettos. In der Tiefe die attische Ebene mit ihrem Rephissos, mit ihrem Olivenhain, ihren Weinbergen und Getreidefeldern, wie mit ihren Heidestrecken, vor Allem mit ihrem Athen, ihrer Akropolis, ihrem Parthenon und Erechtheion. Und im Hintergrunde das blaue Meer, aus dem Salamis und Megina ihr zartes Haupt erheben. Noch mehr aber mochte es deshalb geschehen sein, weil diese Dertlichkeit selbst einst Zeuge der denkwürdigsten, erschütterndsten und erfreulichsten Ereignisse gewesen. Denn da lag ehemals jenes jedem griechischen Jünglinge wohlbekannte Kolonos, allwo Oedipus, der in Folge eines dunkeln, graufigen Geschickes, ohne es zu ahnen, Vatermörder und Ehemann seiner eigenen Mutter geworden, und der seine Schuld auch dadurch noch nicht hatte sühnen können, daß er freiwillig des Augenlichtes sich beraubte — endlich im Haine der Eumeniden die heißersehnte Ruhe gefunden; jenes Kolonos, das den vollendetsten Tragiker des Alterthums, das Vorbild, welchem alle die großen Dichter späterer Zeiten nachgestrebt haben, den Sophokles hervorgebracht. Und gerade durch seinen „Oedipus auf Kolonos“, in welchem er den bereits reichen und gewaltigen Stoff der Sage durch seinen Genius zu einer unübertrefflichen Kunstschöpfung zu gestalten gewußt, hat Sophokles ein seinen Geburtsort wie sich selbst gleich ehrendes Denkmal gestiftet. Als nämlich der in seinen Jahren schon weit vorgerückte Sophokles von seinem undankbaren Sohne Iophon der Verschwendung und des Widersinnes angeklagt worden war, da nahm der edle Greis noch einmal „all seine

Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz“ und legte in diesem „lieblich süßen Gedicht,“ wie die Alten es nannten, oder, wie der hier ruhende Ottfried Müller sich einst geäußert, in diesem Gedicht „von wunderbar weichen und lieblichen Gefühlen durchathmet und tief eingetaucht in eine aus Wehmuth über das Glend des menschlichen Daseins und aus tröstlichen, erhebenden Hoffnungen gemischte Stimmung,“ — seine beredteste Vertheidigung ab.

Möge hier auch jenes herrlichen Chorliedes aus dem Oedipus gedacht werden, das sich in dem Preise über Kolonos ergethet und auch jetzt noch nicht aller Wahrheit verlustig gegangen ist:

Im roßsprangenden Land, o Gastfreund, nun gingest du ein zum
edlen Ruhstiz,

Dem lichthellen Kolonos;

Wo die melodische Nachtigall

Gern einkehrt und weit hinausflagt in blühende Thale,

Tief aus grünender Nacht des Epheus, und göttergeweihtem
Wuchß,

Tausendbefruchtetem, welchen die Sonne nicht

Und keines Wintersturmes

Anhauch trifft; wo von holdem Wahnsinn erfüllt Dionysos
stets hereinzieht

In dem Geleite der Götterammen u. s. w.

Eine ordentliche Weile saßen wir da auf den Stufen von Ottfried Müllers Denkmal, theils an dem großartigen Bilde uns labend, das erwärmt durch die feurigen Strahlen der Abendsonne vor uns sich entfaltete, theils durch unser Gedankenspiel übergeleitet von Sophokles zu Oedipus und zu noch manch anderem frommen Dulder, der auch erst nach viel Trübsal zum Frieden gekommen ist. Nachdem wir noch auf diesem Hügel, der uns denn doch etwas mehr bot, als jeder beliebige Erdhaufe,

einige jener purpurgestreiften Asphodelosblumen gepflückt, die nach Homer eigentlich im Hades ihren Standort haben und mit welchen schon die alten Griechen ihre Todten schmückten, die aber jetzt um Müller's und Lenormant's Gräber so freundlich sich winden — traten wir eiligst unsere Rückfahrt an.

Wo der Weg sich durchzog, weiß ich wirklich nicht mehr genau anzugeben, nur das weiß ich, daß wir eine Zeit lang an so reizenden, üppigen Gärten voll der herrlichsten Büsche und Bäume vorbeifuhren, daß ich im Wagen nicht mehr sitzen mochte, sondern mich aufrichtete, um ja von der oft hinter Mauern verborgenen Pracht nichts mir entgehen zu lassen. Das Herz lachte mir ganz auf ob dieser Fülle, und ich konnte mir's an dieser Stelle wenigstens so recht vorstellen, wie es einst um Athen herum ausgesehen haben müsse.

Es mochte ungefähr 6 Uhr sein, als wir vor unserm Hotel anlangten. Die ersten Gänge des Diners waren bereits vorüber, doch ließ uns der Wirth nichts entgelten, um so weniger, da der General sich freundlichst als unser Ehrengast eingestellt hatte. Es war nun freilich unter diesen steifen Engländern und stolzen Russen nicht so idyllisch, wie in der Schenke zu Eleusis, dennoch blieben wir für die Wohlthaten der europäischen Küche nicht unempfindlich, und als gar Freund H. zu Ehren unseres verdienten Landsmannes den Champagner knallen ließ, da mochten wir den Rezinato doppelt leicht verschmerzen. Drauf ergriff man Stock und Hut, zündete eine feine Cigarre an und machte sich ein wenig auf den Weg nach Patissia, der um die Abendzeit von der schönen Welt Athens besonders besucht wird. Rechts an der Straße betrachten wir uns die Grundmauern eines großartigen

Gebäudes. Es ist dieß das fürstliche Geschenk, das eine reiche griechische Wittwe der Stadt zum Zwecke eines Polytechnikums gemacht hat. Ehre solcher Liebe zum Vaterland! Von dem Aufschwung der jungen Stadt zeugt auch der Umstand, daß dieser Bauplatz um 30,000 Drachmen erstanden werden mußte; gerade der halbe Flächeninhalt eines Grundstückes, das vor dreißig Jahren um 13,000 Drachmen angekauft wurde. Nachdem wir genug auf- und abspaziert waren, suchten wir uns vor einem jener eleganten Kaffeehäuser, an denen die fashionable und nicht fashionable Welt vorbei zu defiliren pflegt, ein behagliches Plätzchen. „Schaut mir einmal diese zwei Prachtkerls,“ flüsterte der General, „da habt ihr ein Muster ächter Pallikaren!“ Der Eine stund im Anfang der Sechzig, der Andere mochte kaum dreißig Jahre zählen. Ihre Kleidung war äußerst reich und kostbar, ihr Antlitz kühn und trotzig. Allein das Schönste und Kostlichste an ihnen war ihre stolze Haltung, ihr königlicher Gang. So leicht und doch so gemessen, so würdevoll und doch so ganz natürlich sah ich noch keine Sterblichen einherschreiten. Wahrlich, sie hätten sich getrost neben Achill oder Agamemnon stellen dürfen; ja es war so etwas an ihrer Erscheinung, das mich an den Apoll vom Belvedere erinnerte. Diese Leute haben in ihrem Auftreten sich die paradiesische Herrscher-Herrlichkeit noch bewahrt; sie sind sich des Vorzuges, den Gott dem Menschen schon im Aeußeren zuerkannt hat, wohlbewußt und wissen ihn trefflich zu verwerthen. Wie ein gutmüthiger Ackergaul zu einem muthigen arabischen Racenpferde, so erscheinen wir hinläßige, bequeme Abendländer zu diesen majestätischen Gestalten. Freilich, das gleiche Lob dürfte ich den vielen lustwandelnden Atheniensern

und Athenienserinnen vor uns nicht allen spenden. Fast sollte man glauben, es verhalte sich mit der Ablegung der nationalen Tracht, wie mit Simsons Haarwuchs; wo man sich nicht eilig genug in Frack und Hosen stecken kann und zu Gunsten einer marternden Angströhre den Kleidsamen und praktischen Fez verachtet, da ist es auch mit dem nationalen Selbstgefühl, mit der nationalen Kraft und Macht dahin, da siegt der Philister, da schrumpft die Heroengestalt des Griechen zum Berliner-Eckensteher, oder zum faden Pariser-Bummler zusammen. Noch gieriger in der Nachäffung der Frankentracht als die Männer zeigen sich die Frauen, namentlich der höheren Stände; und da man eben uratheniensisch nur auf etwas Neues erpicht ist und abendländischen Damen Alles bis auf's Haarlein abguckt, so kommt es denn auch oft drollig genug heraus. Eine Ausländerin wird zu den Abendzusammenkünften gebeten, die der König während seines Landaufenthaltes im Freien zu geben pflegte. Dem Toilettmachen nicht viel nachfragend und absichtlich darauf nicht eingerichtet, nimmt sie eiligst aus einem Schrank einen weißen Schwal mit Spizen. Die Spizen wollen sich nicht lösen, rasch wirft man den Schwal in die Quere um. Eine weißseidene Capote muß den Dienst eines Strohhutes versehen. So erscheint man in der Gesellschaft — und — das nächste Mal trägt jede der Griechinnen ihren Schwal in die Quere und schwißt gemüthlich in einer seidnen Capotte. Das sind Kleinigkeiten, wenn man will. Aber aus solchen Kleinigkeiten gerade lernt sich der Charakter eines Volkes weitaus am besten kennen.

Die Nacht bricht herein. Die Gaslichter flimmern, die Sterne funkeln. Von einem Garten, zu dem das

Volk sich hindrängt, tönt schrille Musik zu uns herüber. Raketen schwirren in die Höhe, ein Luftballon wird aufgelassen, und sein kühner Flug von der Zuschauermenge gespannt verfolgt und laut bewundert. Der General reicht uns die Hand und zieht sich zurück. Uns aber wird's bei der herrlichen Abendkühle erst recht wohl. Zwei Herren gesellen sich an unser Tischchen. Ein Capitano mit schwerer, goldener Epaulette, ein gebildeter und feiner Mann, der uns in geläufigem Französisch nicht nur über das griechische Wehrwesen mit seiner sonderbaren Armee von nur 9000 Soldaten zu über 1000 Offizieren und 70 Generälen unterhielt, sondern auch über neugriechische Sprache, Kunst und Literatur manch' Interessantes uns zu erzählen wußte. Sein Nachbar, ein Civilist, war trotzdem, daß er die schwarzen Kugeln seines Rosenkranzes selbst in der lebhaftesten Konversation beständig hin- und herschob, ein schlauer Fuchs, der wohl dem verschwundenen Königspaar manch tiefen Bückling gemacht und sicherlich auch dem neuen Herrscher schon sein begeistertes „Ephcharisto,“ sein „Heil dir“ dargebracht hatte, aber nichts destoweniger über den Knaben auf dem Thron sich ziemlich lustig machte, vorzüglich aber das frühere Regentenhauß, bei dem er vielleicht seine Rechnung nicht nach Wunsch gemacht hatte, dem Gespötte preisgab. Den Otto schilderte er als einen honnetten, kavalieren Monarchen, der sich aber eher zum Vorsteher eines Kunstmuseums oder eines philologischen Seminars, als zu einem Landesoberhaupt geeignet hätte. Straßen habe er keine gebaut, wohl aber auf der Akropolis Manches hübsch herrichten lassen. Um Geseze habe er sich wenig bekümmert, aber wenn ein Minister ihm eine Vorlage gebracht, habe er, der reinste Schreiber und Sprecher

des Neugriechischen, es selten unterlassen, diesem oder jenem Paragraphen eine attischere Wendung zu geben. Entschlossener und zum Herrschen tüchtiger sei die Königin gewesen. Aber mit ihrer maßlosen Empfindlichkeit, in Folge deren sie Jeden, der nicht ganz nach ihrer Pfeife tanzen wollte, wirklich bis in's Kleinliche hinein kränken konnte, habe sie Alles verdorben und durch die Ueberschätzung ihrer Kräfte und Verhältnisse gar oft sich lächerlich gemacht. So soll sie während des Krimmkrieges zu einem Künstler mit nicht geringer Selbstzuversicht gesprochen haben: „Nun, in zwei Jahren werden wir in Konstantinopel sein!“

Gerne hätten wir noch länger den Erzählungen unserer Tischgenossen gelauscht. Allein ein tüchtiger Arbeitstag stand uns noch bevor. Wir steuerten daher unserem Quartiere zu, und zwar denke ich, nicht nur unsere Stimmung, sondern auch unser Gang, unsere ganze Haltung werde, ob der reichen Tageserlebnisse, eine gehobene, der Klassizität verwandtere gewesen sein. Bald lag ich in den süßesten Träumen. Doch nicht düstere Gräberreihen, keine Klostermauern, kein Schlachtgewühl, keine Prozessionen, Tempelsäulen, kein Plato und auch kein Sophokles, überhaupt nichts aus dem alten oder neuen Griechenland, sondern freundliche Bilder aus der lieben Heimath traten vor meine Seele und erquickten sie, bis Goß dem glücklichen Schläfer ihren Morgenruß brachte.
